

von Arbeit und Kapital. Diese Optionen seien als solche nicht politischer Natur, hätten aber politische Auswirkungen. An anderer Stelle (Nr. 63) wird unterschieden zwischen der grundsätzlichen Kompetenz der Kirche zur Beurteilung von Politik im Licht des Evangeliums und dem konkreten politischen Geschäft, das Aufgabe der Laien sei, „entsprechend den gerechten Gesetzen und Institutionen der irdischen Gesellschaft, der sie angehören“.

Die Diskussion wird weitergehen

Bei der Vorstellung der Leitlinien wies der Sekretär der Unterrichtskongregation, Erzbischof *José Saraiva Martins*, darauf hin, daß nicht an allen theologischen Ausbildungsstätten die Soziallehre der Kirche angemessen gelehrt werde. Es gebe Ausbildungsstätten, wo an die Stelle der kirchlichen Soziallehre die Soziologie, die Befreiungstheologie oder die Beschäftigung mit aktuellen Fragen ohne systematische Grundlage getreten sei (*Osservatore Romano*, 28.6.89). Tatsache ist, daß

die klassische katholische Soziallehre längst nicht mehr unangefochten das Feld beherrscht, sondern daß vielerorts darüber nachgedacht wird, ob und inwieweit Methoden und Kategorien der traditionellen Soziallehre noch ausreichen, um aus der christlichen Botschaft heraus die gegenwärtige gesellschaftliche Wirklichkeit zu erfassen, zu beurteilen und entsprechend den Möglichkeiten der Kirche mitzugestalten. Diese nicht zuletzt durch die Auseinandersetzung mit der Befreiungstheologie intensivierte Diskussion ist nicht dadurch aus der Welt zu schaffen, daß die kirchliche Soziallehre ein stärkeres Gewicht in der theologischen Ausbildung erhält (die Leitlinien verlangen in Nr. 73, daß in jedem Fall die Soziallehre als eigenständiges Fach zum Pflichtprogramm gehören muß). Die neuen Leitlinien lassen der Auseinandersetzung über die angemessene kirchliche Sozialverkündigung zwar insoweit Raum, als es auf die Offenheit und Flexibilität der kirchlichen Soziallehre hinweist. Die kritischen Anfragen an die Soziallehre werden in den Leitlinien allerdings nirgendwo ausdrücklich aufgenommen.

U.R.

Lateinamerika: Vorblick auf 1992

Seit geraumer Zeit bereitet man sich in Lateinamerika, aber auch im ehemaligen spanischen Mutterland auf die 500-Jahrfeier der Entdeckung und Eroberung Amerikas vor. Auch die Kirche des Subkontinents will das Ereignis 1992 festlich begehen. Über der Frage des *Wie* scheiden sich indes gerade innerkirchlich die Geister, wie etwa der heftig geführte Streit zwischen dem Lateinamerikanischen Bischofsrat CELAM und der lateinamerikanischen Ordenskonferenz CLAR (Vgl. HK, Mai 1989, 206 f.) anschaulich zeigt.

Hinter den inzwischen stark polarisierten Diskussionen steht die schwierige Frage, wie die sogenannte Entdek-

kung, die alsbald auch die Christianisierung der Neuen Welt einleitete, unter historisch-ethischen Gesichtspunkten zu bewerten ist. Die Begegnung zweier Welten, wie man, das Jubiläum im Blick, gerne sagt, ging schließlich einher mit der Vernichtung blühender Gemeinwesen und Kulturen und der teilweisen Vernichtung ihrer Menschen, was Georg Christoph Lichtenberg seinerzeit in den Aphorismus faßte, der Indianer, den Kolumbus entdeckte, habe eine böse Entdeckung gemacht. Entsprechend hört man von lateinamerikanischen Referenten immer häufiger die ironische Umschreibung: „Als wir 1492 Europa entdecken mußten...“ Daß so ein

„Latein“-„Amerikaner“, sozusagen das Ergebnis europäischen Eindringens in den Kontinent, formuliert, macht die Zwiespältigkeit des Unterfangens deutlich, historisch rückblickend einen Standort zu gewinnen. Dies gilt auch für die *Rolle der katholischen Kirche* in der lateinamerikanischen Eroberungsgeschichte, die wie jede andere auch Unterdrückungsgeschichte ist.

Kolonialgeschichte als „Chronik des Wunderbaren“?

Mit der bevorstehenden 500-Jahrfeier befaßte sich auch der *Deutsche Katholische Missionsrat*, ein Zusammenschluß von missionierenden Orden, Missionsreferenten der Bistümer und der Werke, auf seiner Jahrestagung in Würzburg (7.-9. Juni). Die beiden Hauptreferate (Prof. *Günter Paulo Süss*, São Paulo, und Prof. *Michael Sievernich SJ*, Frankfurt-St. Georgen) wie die Diskussion im Plenum und in den Gruppen kreisten um eben die Frage, ob es nach einem prüfenden Blick in die Geschichte 1992 etwas zu feiern gebe oder nicht. Man war sich einig: jede Wertung der 500jährigen Profan- und Kirchengeschichte muß den historischen Fakten standhalten, darf also weder eine neue Version der „Schwarzen Legende“, in Umlauf gebracht von den damaligen politischen Gegnern Spaniens in Europa, sein, noch darf die Geschichte von den Gewalttaten und Unmenschlichkeiten „an den zu kurz Gekommenen der Geschichte ohne weiteres entsorgt“ (Süss) werden.

In dem Bemühen, beide Interpretationen in ihrer fälschenden Einseitigkeit zu meiden, setzten die Referenten gleichwohl unterschiedliche Akzente. Wie sein Vorredner Süss richtete auch Sievernich den Blick auf die „Schuldgeschichte“ der kolonialen Herrscher und ihrer Kirche: „Es darf nicht verschwiegen werden, was Zerstörung und Unterdrückung, Ignoranz und Superioritätsgefühl, politische Instrumentalisierung der Kirche unter dem kolonialen Patronat und kirchliche

Legitimationen der Politik angerichtet haben.“ Sievernich mochte jedoch die gängige Vokabel vom europäischen Völkermord an den indianischen Völkern nicht übernehmen. Er wollte vielmehr aufzeigen, daß eine theologische Betrachtung der lateinamerikanischen Geschichte (unter den Aspekten von Sünde und Gnade) eine „Kategorie des Wunderbaren“ nahelege. Es offenbare sich etwa in den großen Gestalten der kolonialen Kirche, die für die Unterdrückten eintraten und ihre Menschenwürde einklagten. „Das vielfach ignorierte oder unbekannte, oft verschwiegene oder nur in Klammern erwähnte Aufblitzen des ‚Wunderbaren‘ ist aus dem Schweigen oder der Ignoranz herauszuholen.“ So könne, meint Sievernich, die Geschichte Amerikas trotz aller geschlagenen Wunden als eine „Chronik des wunderbaren Wirklichen“ gelesen werden.

Sievernichs Ausführungen, insgesamt deutlich um Ausgleich der ideologisierten Positionen bemüht, blieben nicht unwidersprochen: eine solche Überhöhung einzelner Gestalten und Ereignisse aus der Geschichte relativiere die Leidensgeschichte der indianischen Völker wie der Millionen importierter afrikanischer Sklaven auf unzulässige Weise. Wer so argumentiere, hieß es in einer der Gesprächsgruppen, könne die Männer des 20. Juli 1944 auch dem Hitler-Regime gutschreiben. Obwohl historische Vergleiche besonders hinken, illustriert dieser die zweifellos vorhandene Tendenz nicht nur in Spanien, sondern in Lateinamerika, kirchliche Kreise eingeschlossen, mit leuchtenden Gestalten wie den Dominikanermönchen Las Casas und Montesino, die den Mächtigen – im übrigen ohne allzu großen Erfolg – ins Angesicht widerstanden, das ganze koloniale Machtgefüge mit seinem brutalen Herrschaftsgebaren aufzuhellen.

Zu Recht wies Sievernich darauf hin, daß bei den Überlegungen für ein angemessenes Gedenken 1492 auf der Suche nach einem *gangbaren Weg zwischen schuldbewußter europäischer Selbstbeziehung und der Überlegenheitspose im Sinne einer nachträglichen Rechtfertigung kolonialer Eroberungs-*

praxis zuerst die Lateinamerikaner und die iberischen Länder gefragt seien. Es bedürfe jedoch auch im restlichen Europa eines Perspektivenwechsels, der die *Opfer* in Geschichte und Gegenwart Lateinamerikas wahrzunehmen erlaube und die Geschichte „aus der Sicht der Armen“ betrachten müsse, entsprechend dem Votum der lateinamerikanischen Bischöfe im Schlußdokument von Puebla. „Systematisch betrachtet“, meint Sievernich, „ist ein solcher Perspektivenwechsel zu den historisch Besiegten oder gegenwärtig Unterdrückten nicht ‚parteiisch‘, wie man bisweilen annimmt, sondern gerade Ausdruck der Unparteilichkeit, insofern der bisher vorherrschende (soziale, historische und ethische) Partikularismus überwunden und ein Standpunkt eingenommen wird, der die Achtung vor der Würde der Person aller in der Gegenwart und in der Geschichte einklagt, eben ohne Ansehen der Person (Jak. 2, 1–9).“ Sievernichs Fazit: Das Jubiläum solle gefeiert werden – als Buß-Feier.

Der kulturelle Kolonialismus wirkt fort

Keinen Anlaß zum Feiern – es sei denn im Zeichen eines christlichen Neubeginns – sah Süss, Leiter des Missionswissenschaftlichen Instituts in São Paulo, und vorher viele Jahre beim Aufbau des brasilianischen Indianermissionsrates CIMI tätig, angesichts brutaler kolonialer Ausbeutung in der Vergangenheit und extremer Armut der lateinamerikanischen Völker heute. Auch die europäische Mutterkirche solle mit der historischen Erinnerung ein Schuldeingeständnis verbinden. Wie beim jüdischen Jubeljahr früher die Rückgabe aller in 50 Jahren angehäuften Güter an die ursprünglichen Eigentümer proklamiert wurde, so könne auch ein *Schuldenerlaß für die lateinamerikanischen Staaten* ein konkretes Zeichen solidarischen Handelns sein, meinte Süss.

Wenn man aus der ambivalenten Geschichte Lateinamerikas, der Eroberung eines Kontinents mit Kreuz und Schwert, lernen wolle, müsse man zu-

geben, daß der sogenannte katholische Kontinent als Folge seiner Missionsgeschichte doch ohne eigentliche autochthone Kirche sei. Zu einem Zeitpunkt, in dem die lateinamerikanische Kirche der *soziopolitischen* Realität mit einer Pastoral integraler Befreiung und Erlösung Rechnung trage, wirke ein *kultureller* Kolonialismus auch innerhalb der Kirche fort: „Die Geladenen stehen schon 500 Jahre vor den Türen der Kirche, die zu klein und mit Schranken versehen sind, um ihnen im Gotteshaus Präsenz und Hausrecht auf ihre Weise zu sichern.“

Süss stellte dem die Forderung nach „inkulturierter Befreiung“ entgegen. Im Blick auf die 500-Jahrfeier der Evangelisierung Lateinamerikas bedeute dies, daß die Missionierten als Zeuge in eigener Sache zu Wort kommen sollten. Zur „Option für den Armen“ müsse eine „Option für den (kulturell) Anderen“ kommen – eine von lateinamerikanischen Theologen erhobene Forderung, die den kirchlichen Eurozentrismus auf eine vermutlich ungleich härtere Probe stellen dürfte. *Inkulturation* der Kirche bedeute den Verzicht darauf, das Evangelium aus einer dominierenden Kultur heraus zu verkünden. Für die Verwirklichung der von Papst Paul VI. in „*Evangelii nuntiandi*“ geforderten inkulturationsfreundlichen „Äquidistanz“ zu den verschiedenen Kulturen sieht Süss gegenwärtig allerdings nur geringe Chancen: „Viele Initiativen auf dem Gebiet der Inkulturation wurden schon vor ihrer Geburt in die Zone der Illegalität abgetrieben und mit dem Stigma sektiererischen Ungehorsams versehen.“

Der Missionswissenschaftler tat dennoch einen theoretischen Schritt nach vorn: Ein inkulturiertes Christentum bedürfe einer doppelten Kommunikationsstruktur zur weltweiten Verkündigung der Erlösungsbotschaft, also letztlich auch zweier Riten: eines lokalen/regionalen und eines universalen Ritus. Nur angerissen wurde in Würzburg die Frage, wie weit kulturelle Identität in den lateinamerikanischen Gesellschaften überhaupt noch vorhanden oder wieder zum Leben zu erwecken ist – eine Frage, die sich

indianische und auch schwarze Gruppen verstärkt selbst stellen.

Gefahr einer romantisierenden Vereinnahmung

Süss, als deutscher Priester in Brasilien in beiden Welten zu Hause, machte mit einer eher beiläufigen Bemerkung deutlich, daß man bei uns – trotz aller hohen Spendenaufkommen für die Dritte Welt – gelegentlich und wohl

auch unbewußt noch sehr spätkolonial denkt: Vom grauen kirchlichen Alltag Westeuropas sagte Süss, hoben sich auffallend bunt die zahlreichen Publikationen über die Kirche in Lateinamerika ab, „mit ihren blühenden Basiskirchen, ihren kämpferischen Bischofs- und Priestergestalten, tapferen Indios, fleißig-frommen Campesinos und, vor allem, den guten und immer solidarischen Armen“. Warum eigentlich, fragte Süss, müssen die Armen

auch fromm, Indios tapfer, Arbeiter christlich und die „Wilden“ gut sein, „damit sie solidaritätswürdig sind?“ Jesus von Nazareth habe es genügt, da der andere hungrig, krank oder gefangen war (Mt 25, 35 ff.), um in diesem anderen transparent zu werden. – Schade, daß der einzige lateinamerikanische Gast des Missionsrates, der brasilianische Kardinal *Lucas Moreira Neves*, sich nicht in die Diskussion einschaltete. Er hörte nur zu. G. B.

„In der Wahrheit leben“

Gedanken über falsche Demut, Selbstverwirklichung und Moralismus

Der Salzburger Dogmatiker Gottfried Bachl hielt beim katholischen Akademiker-Kontaktgespräch Ende Mai in Wien einen Vortrag zum Thema: „Versuch, in der Wahrheit zu leben“. Bachls Grundthese: Die christliche Botschaft steht quer sowohl zu verbreiteten kirchlichen Demutsforderungen wie zu Selbstverwirklichungsträumen und öffentlichem Moralisieren. Wir veröffentlichen den Text des Referats mit Zustimmung des Autors in einer leicht überarbeiteten und gekürzten Fassung.

Es gibt heute besorgte Überlegungen zur Frage, wie lange die Energievorräte, die auf der Erde zu finden sind, noch reichen werden. Solche Gedanken scheinen ganz überflüssig zu sein, wenn es um die Bestände an moralischen Einsichten und Imperativen geht, die in den Archiven des modernen Bewußtseins lagern. Da ist aufgestapelt, woran sich leicht die Generationen der nächsten zehntausend Jahre sittlich erbauen können. Der Schatz an vorhandener Moral ist unerschöpflich, und was täglich hinzuproduziert wird, überwiegt unendlich den sparsamen Gebrauch, der praktisch davon gemacht wird. Nach meiner Zusage, über das Thema Ihrer Tagung zu sprechen, überfiel mich daher sofort der Zweifel, ob das Sinn hat. Daß ich dabei blieb, lag nicht nur an meinem Pflichtgefühl, sondern zuerst an der bescheidenen Formulierung: „Versuch, in der Wahrheit zu leben“. „In der Wahrheit leben“ muß mehr heißen als Moral haben. Die gesamte lesbare Tradition des Menschen auf unserem Planeten enthält ungeheuren theoretischen Aufwand, dokumentiert gutgemeinte und ungeheuerliche Aktionen, die allesamt der Herstellung des wahren Lebens dienen sollen. Im Hinblick auf dieses Ziel war die Theorie ohnmächtig und die Praxis fürchterlich, beides war vergeblich. Der Mehrwert, der über alle sittliche Anstrengung hinaus erforderlich ist, kann nicht auf diese Weise beschafft werden, er hat mit

Gott zu tun. So dachte ich mir schließlich, ich dürfte mit meiner Rede auch bescheiden sein. Vielleicht genügt es, wenn ich mich um Hinweise bemühe, ob wir nicht dies und jenes redlich überlegen sollten, sooft wir an der Unwahrheit leiden, und das so gerade wie möglich aus dem Blickwinkel der biblischen Religion.

Im Zwielficht der Demut

Johann Nestroy hat in dem Einakter „Judith und Holofernes“, einer Travestie auf Friedrich Hebbels „Judith“, an den Anfang einen Chor gestellt. Priester des Baal, Hauptleute und Soldaten singen zu Ehren des mächtigen Feldherrn folgendes Lied:

„Holofernes heißt der Held,
vor dem die ganze Welt
und alles, was drauf lebt,
erzittert und erbebt.
Er ist der Feinde Schrecken, Schrecken, Schrecken,
tut alles niederstrecken, -strecken, -strecken;
Blitzstrahl ist sein Grimm, Grimm, Grimm,
Donner seine Stimm, Stimm, Stimm!
Weil er uns sonst niederhaut,
preisen wir ihn alle laut!“

(Zitiert nach: Johann Nestroy, *Judith und Holofernes*. Häuptling Abendwind. Einakter, hg. von J. Hein [RUB 3347] Stuttgart 1970, 5.)

Übersehen Sie nicht, wie der Text recht deutlich den Ton religiöser Hymnen anklingen läßt, in denen die Großmächtigkeit Gottes besungen wird. Die Szene, die in die Vorstellung rückt, leuchtet denn auch sogleich ein, eine